Nr. 54. XVII. Jahrgang. Auflage 100000 täglich. Donnerstag, 25. Februar 1909.

Dresdner Neueste Nachrichten

Unabhängige Tageszeitung.

Größte Auflage in Sachsen.

Redaktion und Hauptgeschäftsstelle Ferdinandstraße 4.
Fernsprecher: Redaktion Nr. 3897. Expedition Nr. 4571, Verlag 542.

Anzeigen: Die einspaltige Kolonelzeile kostet für Dresden und Vororte 15 Pf., für auswärts 20 Pf., für das Ausland 40 Pf. Familienanz. 40 Pf. Die zweispaltige Reklamezeile für Dresden und Umgebung 1 Mk., für auswärts 1,50 Mk. Bei Wiederholungen und Jahresumsätzen Rabatt nach Tarif. Chiffregebühren 20 Pf. Inserate von auswärts werden nur gegen Vorausbezahlung aufgenommen. Für das Erscheinen an bestimmten Tagen und Plätzen wird nicht garantiert. Telephonische Aufgabe von Inseraten unzulässig. Unsre Dresdner und auswärtigen Annahmestellen, sowie sämtliche Annoncen-Expeditionen im In- und Ausland nehmen Inserate zu Originalpreisen und -rabatten an.

Abonnement: In Dresden und Vororten monatlich 60 Pf., pro Quartal 1,80 Mk. frei Haus, durch unsre Provinz-Filialen monatlich 65 Pf., pro Quartal 1,95 Mk. frei Haus. Mit der Beilage „Illustrierte Neueste" oder mit der Beilage „Dresdner Fliegende Blätter" je 15 Pf. pro Monat mehr.
Postbezug in Deutschland und dem deutschen Kolonien: Ausg. A mit „Illustr. Neueste" monatl. 84 Pf., pro Quart. 2,52 Mk. „ B ohne Illustr. Beilage „ 69 „ „ „ 2,06 „
In Oesterreich-Ungarn: Ausg. A mit „Illustr. Neueste" monatl. 1,60 Kr., pro Quart. 4,79 Kr. Ausg. B ohne Illustr. Beilage „ 1,42 „ „ „ 4,25 „
Nach dem Auslande per Kreuzb. pr. Woche 1 Mk. Einz. Numm. 10 Pf.

Das kluge Zentrum.

-e- Berlin, 23. Februar.

Seitdem der erste Zorn über die Reichstagsauflösung vom 13. Dezember 1906 verraucht war, kannten die klügeren und erfahreneren Mitglieder der Zentrumsfraktion des Reichstages kein Ziel, aufs innigere zu wünschen, als wieder den Anschluß nach oben zu erreichen. Dazu gehörte die Sprengung des Blocks, und deshalb war zunächst hierauf seit Jahr und Tag das ganze Trachten der Reichstagsmitte gerichtet. Aber auf der andern Seite war man wachsam und hielt zusammen. Allerdings zeigte sich auf der Rechten schon mehrfach eine verdächtige Neigung, wieder mit dem früheren Bundesgenossen, der auch deutlich ein Gesinnungsgenosse ist, anzubandeln. Aber die Scheu vor den Wählern zügelte diese heimliche Liebe. Es bedurfte erst der unleugbaren Fehler der Regierung bei der Ausarbeitung und Einbringung der Reichsfinanzreform, ehe die geheimen Freunde des Zentrums auf der Rechten Oberwasser bekamen und sich wieder offen zu ihrer alten Liebe bekennen durften. Es war der Wille des leitenden Staatsmannes, daß dieses große und schwierige Werk mit dem Block gemacht werden sollte. Hatte das Zentrum Lust, sich hierbei dem Block anzuschließen, um so besser. Nur durfte es nie und nimmer hierbei wieder die Führung an sich reißen und sich in seine frühere Stellung der regierenden Partei zurückmanövrieren. Um dies zu vermeiden, setzte ein parlamentarisch erfahrener Reichsschatzsekretär sich vor der Ausarbeitung seiner Steuervorschläge mit den Blockparteien unter der Hand über alle wesentlichen Punkte so verständigen müssen, daß man nachher wohl wegen dieser oder jener Einzelheit streiten und hätschen konnte, nie aber wegen der leitenden Gesichtspunkte und Grundsätze auseinander kam. Anstatt dessen zog es der Staatssekretär Sydow vor, die Entwürfe an den grünen Tischen seines Amtes auszuarbeiten und bis zuletzt in den dichten Schleier des Geheimnisses zu hüllen.

Was kommen mußte, kam. Es setzte eine überaus heftige und meist abfällige Kritik ein, und schon wenige Tage nach der Veröffentlichung der Entwürfe tauchten verschiedene, wie die Gas- und Elektrizitätssteuer, die Inseratensteuer und teilweise auch die Bausteuer, ferner noch die Zigarrenbanderolesteuer als obetan gelten. Dann setzte von der Rechten her die Opposition gegen die Nachlaßsteuer ein und zog bald weitere Kreise. Das Zentrum, das sich nach außen hin klug zurückhielt, erkannte bald die Gunst der Lage und suchte sie geschickt für sich zu verwerten. Je mehr sich die Konservativen und die ihnen nahestehenden Parteien gegen die Nachlaßsteuer ereiferten, desto emsiger schürte das Zentrum dieses Feuer, ohne sich selbst irgendwie festzulegen. Als dann in der Finanzkommission der tote Punkt erreicht war und alles festgefahren zu sein schien, hielt das Zentrum seine Zeit für gekommen, betrieb die Einsetzung einer Subkommission und riß in dieser mit bemerkenswerter Geschicklichkeit die Führung an sich. Die Konservativen, die nur ein Bestreben hatten, von der Nachlaßsteuer und womöglich auch von jeder Erweiterung der Erbschaftssteuer loszukommen, folgten ihr gern. Aber merkwürdigerweise gingen auch die Freisinnigen in die Zentrumsfalle und ließen sich für den Antrag Gamp-Herold einfangen, dessen Tragweite sie gar nicht erkannten. Die Nationalliberalen waren in dieser Hinsicht heller und schlugen sofort Alarm, so daß auch den Freisinnigen alsbald die Schuppen von den Augen fielen.

Im Reichsschatzamt schien man anfangs von dieser bequemen Lösung einer höchst vertrackten Frage sehr erbaut zu sein und nicht übel Lust zu haben, mit beiden Händen anzugreifen. Hiergegen hat bereits die hochoffiziöse Erklärung der „Norddeutschen" einen Riegel vorgeschoben, daß die Vertreter des Reichsschatzamtes den Beschlüssen der Subkommission nicht zugestimmt haben noch zustimmen konnten, da sie damit von der vom Bundesrat bisher eingenommenen Stellung abgewichen wären. Allerdings ist dies allein nur ein Spiel mit Worten, da der Bundesrat ja jederzeit in der Lage ist, diese Stellung zu ändern und den Beschlüssen des Reichstags anzupassen. Aber es verlautet, daß der Reichskanzler keineswegs gewillt ist, eine solche Schwenkung mitzumachen und damit den Block zu sprengen, das heißt dem Zentrum zu dessen früherer Machtstellung im Reichstage zu verhelfen.

Deshalb ist anzunehmen, daß der geschickt eingefädelte Plan des klugen Zentrums behufs Sprengung des Blocks bei der Reichsfinanzreform doch noch scheitern wird. Vorläufig bleibt es bei dem, was wir sofort melden konnten: Es wird hinter den Kulissen des Reichstags weiterverhandelt.

Der Kampf um den Halbmond.

Das deutsch-französische Marokko-Abkommen, durch das eine wenig rühmliche Episode unsrer äußeren Politik vorläufig abgeschlossen wurde, ist von der öffentlichen Meinung Deutschlands mit ziemlicher Gleichgültigkeit aufgenommen worden. Die deutsche Politik, blitzartig wechselnd in ihren Zielen, nervös zusammenfassend in den Mitteln, hat es seit langem ja nicht mehr verstanden, der Volksenergie Richtung und Wege zu weisen. Mühselig oft und wider Willen hinkt unsre Diplomatie hinter der kühnen wirtschaftlichen Regsamkeit des deutschen Kaufmanns oder Industriellen her und fühlt — vielleicht — im Innersten dabei wohl selbst zuweilen, daß der ganze Apparat den neuen Anforderungen und Zielen nicht mehr gewachsen ist.

Aus diesem Gefühl heraus ist wohl das deutsch-französische Abkommen zu erklären, das höchster Billigung wert gewesen wäre, wenn es nicht genau fünf Jahre zu spät geschlossen wurde, dessen wir uns aber gleichwohl auch heute noch freuen müssen, weil es uns wenigstens einige Bürgschaft gegen weitere Fehler gibt, und weil es tatsächlich, nachdem der Karren einmal so verfahren war, die beste Lösung bot.

Daß es aber dazu gekommen ist, haben wir zweifellos der ganz eigenartigen Konstellation zu danken, die auf einer andern Szene des Welttheaters, im Orient, eingetreten ist. Die orientalische Frage, die nunmehr, wenn man von den Türkenkriegen absieht, schon drei europäischen Generationen das Gruseln beigebracht hat, ist ja heute wieder einmal das Problem der Weltpolitik schlechthin. Diese Frage aber hat, wie ein Blick in die Geschichte der Orientwirren lehrt, eine ganz besondere Eigentümlichkeit. Sie verändert nämlich, sowie sie einmal wieder akut wird, das Verhältnis der Großmächte zu einander sofort von Grund aus, die schönsten Bündnisse und Ententen, die ja überhaupt meistens nur den Wert des Kanzleipapiers haben, auf das sie geschrieben sind, verwandeln sich beim Aufgehen des Halbmondes am politischen Himmel in ihr Gegenteil. Die Russen haben das im vorigen Jahrhundert zu ihrem Nachteil wiederholt empfindlich spüren müssen; am stärksten 1829, als Diebitsch schon vor den Toren Konstantinopels stand und aus den treuen Freunden und Bundesgenossen England und Frankreich, nach dem am 6. Juni 1827 abgeschlossenen Londoner Traktat, plötzlich erbitterte Feinde wurden. Aehnlich erging es dem ersten Nikolaus im Krimkriege mit Oesterreich und seinem Nachfolger Alexander II. 1878 wiederum mit England, um nur ein paar der markantesten Beispiele anzuführen.

Ob die Entente von Reval also den Stoß eines neuen Orientkrieges aushalten würde, erscheint zum mindesten höchst fraglich. Das deutsch-französische Marokko-Abkommen zeigt bereits leise wieder in eine andre Richtung. Daß dieses Abkommen aber zustande kam, ist wesentlich mit der Gleichstimmung der deutschen und französischen Interessen im Orient zu verdanken.

Die großen Gegner im Kampfe um die Herrschaft am Goldenen Horn sind seit altersher Rußland und England. Es ist bekannt, wie nahe beide Mächte noch 1878 nach dem für Rußland siegreichen Türkenkriege vor der Entscheidung durch die Waffen standen, einem Konflikt, den nur der durch Bismarck einberufene Berliner Kongreß verhütete. Erst neuerdings, seit 1878 ist Oesterreich mit in den Vordergrund der Orientpolitik getreten, am spätesten, seit Wilhelms II. Regierung Deutschland.

Dieser Eintritt Deutschlands in die Politik des nahen Ostens wurde folgerichtig zugleich die Geburtsstunde des deutsch-englischen Gegensatzes. Der große wirtschaftliche Einfluß, den Deutschland am Goldenen Horn gewann, wurde von England direkt als Eingriff in eigene angemaßte Rechte aufgenommen. Es ist ebenso kindisch, das den Briten zu verübeln, wie es töricht wäre, anzunehmen, durch den Besuch des englischen Königspaares sei dieser Gegensatz beseitigt. Er besteht, weil er von der englischen Politik so empfunden wird, und er besteht um so stärker, seit der eigentliche alte Gegner Britanniens im Orient, seit Rußland durch den japanischen Krieg vorläufig mattgesetzt erschien.

Die orientalische Frage ist nun bekanntlich seit ein paar Tagen wieder in ein ganz besonders akutes Stadium getreten. Rußland hat sich anscheinend plötzlich wieder auf seine Rolle als slawische Vormacht besonnen und stärkt den kriegslustigen Serben den Rücken. Es hat zugleich aber auch die Richtung seiner Politik auf Konstantinopel wieder aufgenommen, darüber läßt seine Behandlung der bulgarischen Frage keinen Zweifel. Die Gefahr eines großen Orientkrieges erscheint deshalb in unmittelbare Nähe gerückt.

Da ist denn von besonderem Interesse ein Buch, das zwar bereits vor mehreren Wochen erschienen ist, das aber heute noch im höchsten Grade aktuell erscheint. Es betitelt sich: „Der erlöschende Halbmond." Türkische Enthüllungen von Alexander Ular und Enrico Insabato, Verlag von Rütten und Loening, Frankfurt a. M.

Ein höchst merkwürdiges Buch. Aus einer seltsamen Mischung von scheinbar schrankenloser Phantastik und zwingender Logik geboren, erscheint es so recht als ein Spiegel der geheimnisvollen Welt des Orients, durch deren Halbdunkel sich die mehr oder weniger großen Lichter europäischer Diplomaten tasten. Das Buch, das im höchsten Grade fesselnd geschrieben ist, gibt eine verblüffende Darstellung des Ränkespieles der Diplomatie am Goldenen Horn. Es ist auf alle Fälle im höchsten Grade interessant, es scheint aber auch, so seltsam manche der darin gemachten Enthüllungen auch klingen mögen, auf einer intimen Kenntnis der vielverschlungenen und verworrenen Verhältnisse des Orients zu beruhen. Wir werden dafür weiter unten ein höchst überraschendes Beispiel anführen.

Die Tendenz des Buches geht ganz offenkundig dahin: die Politik des aufgehenden zwanzigsten Jahrhunderts wird von dem deutsch-englischen Gegensatz beherrscht. Dieser Gegensatz ist durch die von Wilhelm II. inaugurierte Orientpolitik, die Englands Weltmachtpläne empfindlich zu stören geeignet schien, akut geworden. Ihr ein wirksames Schach zu bieten, hat England der jungtürkischen Bewegung zum Siege verholfen, einer Bewegung, die — nach Ansicht der Verfasser — einen dem Wesen des Islams völlig fremden Zug aufweist und die deshalb schließlich zur Vernichtung des Türkenreiches, zum „Erlöschen des Halbmonds" führen muß. Die Verfasser bezeichnen die jungtürkischen Führer direkt als die bezahlten Werkzeuge der englischen Diplomatie, dazu bestimmt, einerseits und vor allem den deutschen Einfluß beim Sultan auszuschalten, dann aber weiterhin auch den panslawistischen Bestrebungen Rußlands das Wasser abzugraben. Oesterreich-Ungarn, die dritte im Orient vornehmlich interessierte Großmacht, erscheint, im Lichte der englischen Politik gesehen, gewissermaßen nur als Vormacht Deutschlands, mit dem der eigentliche Kampf auszufechten ist.

Man braucht sich die einzelnen Phasen der Balkankrisis seit der jungtürkischen Revolution nur einmal kurz ins Gedächtnis zurückzurufen, sich daran zu erinnern, wie überall die englische Hand bemerkbar war, um anzuerkennen, daß die geistreiche Hypothese der Verfasser zum allermindesten auch die Wahrscheinlichkeit sehr für sich hat. Uebrigens haben, wie man sich gleichfalls erinnern wird, maßgebende Wiener Blätter in einem Augenblick der jüngsten Krisis, in dem die Richtung der deutschen Orientpolitik nach Wien hin nicht über jeden Zweifel erhaben schien, auf diesen deutsch-englischen Gegensatz sehr deutlich hingewiesen, ebenso deutlich, wie sie im jetzigen Augenblick das deutsche Bündnis als Warnung an die Adresse Rußlands ins Feld führen.

Fast noch interessanter aber als diese Perspektiven des deutsch-englischen Gegensatzes im Orient, der in dem Buche mit einer ganzen Reihe von Beispielen belegt wird und auf die wir vielleicht in einem weiteren Artikel eingehen, sind gerade im gegenwärtigen Moment die Kapitel, in denen die Haltung Rußlands untersucht wird.

Die Diplomatie des Zaren hat bekanntlich der westlichen Welt in der jüngsten Phase der an Geheimnissen und Widersprüchen überreichen orientalischen Frage die größten Rätsel aufgegeben. Rußland schien anfangs völlig überrascht von den Ereignissen. Seine Diplomaten fielen angeblich ebenso aus den Wolken über die Annexion Bosniens durch die Wiener Konkurrenzmacht, wie sie entrüstet waren über die Anmaßung des klugen Herrschers von Sofia, der plötzlich den Ehrgeiz zeigte, Zar zu heißen, Zar aller Bulgaren. Genau so wie Väterchen an der Newa sich Zar aller Reußen nennt.

Das Spiel dauerte geraume Zeit. Es dauerte genau so lange, bis Rußland seine Anleihe, das Geld, das es bitter nötig brauchte, übrigens nur lumpige zwölfhundert Millionen, in Sicherheit hatte. Dann wendete sich mit einem Male das Blatt. Es kam der russische Vermittlungsvorschlag in dem bulgarisch-türkischen Streite, mit Rußlands großmütigem Zahlungsangebot, ein Vorschlag, der den westmächtlichen Diplomaten von Wien bis an die Themse die

Wie Leibl den Makart umbrachte.

Von Leonore Niessen-Deiters.

Nachdruck verboten

Wie, Leibl, der Berühmte, hätte den ebenso berühmten Makart umgebracht? — Ja, das ist wohl nur wenig bekannte Geschichte.

Es war anfangs der 80er Jahre. Leibl hatte damals seine „Dorfpolitiker" um 25 000 Franken an den Kunsthändler Goupil in Paris verkauft. — Da bot ihm ein Privatmann für seine jetzt in der Hamburger Kunsthalle hängenden „Frauen in der Kirche" 60 000 Mk., wollte aber dieses Gebot nur eine kurze Zeit aufrechterhalten. Leibl, der den Bescheid Goupils erwartete, wiegte sich in dem Gedanken, daß er würde ihm noch mehr bieten, ließ die Frist verstreichen, und der Privatmann zog sein Gebot zurück. Aber der Pariser kam, sah — und bot überhaupt nichts.

Nun schickte Leibl, enttäuscht und sehr verstimmt, sein Bild nach Wien, zur Großen Internationalen Ausstellung 1882. Da der Kaiser selbst die Ausstellung aufs feierlichste eröffnete und eine große Anzahl von bedeutenden Künstlern, Pressezaren und Würdenträgern sich dazu einfanden, war das wohl eine Gelegenheit, das Bild zur Geltung zu bringen. Leibl fuhr persönlich hin; aber, obwohl die Gelegenheit offiziell war, hatte er sich in den Kopf gesetzt, in seinem alltäglichen Rock und Hut zur Eröffnung zu gehen, und es war vergebliche Liebesmühe, ihn zum Frack oder wenigstens zu einem einigermaßen festlicheren Anzug zu bewegen. Vergebens versuchten seine Freunde im letzten Augenblick, ihn wenigstens zu Handschuhen zu bekehren: Leibl blieb eigensinnig und beharrte auf seinem Willen.

Der Kaiser kam und wurde von Makart zuerst durch die österreichische Abteilung geführt. Makart hatte dort ein prächtiges Portrait der Sarah Bernhardt ausgestellt. Nun weilte aber die „göttliche Sarah" zum Zwecke eines Gastspiels gerade in der Zeit in Wien, in der das Ringtheater abbrannte. Ob der Kaiser durch das Bild zu lebhaft an diese Katastrophe erinnert wurde — jedenfalls wandte er sich an Makart und bemerkte: „Ich begreife nicht, wie Sie gerade dieses Bild ausstellen konnten!"

Makart, der Verwöhnte, fühlte sich durch diese Aeußerung derart gekränkt, daß er kein Wort mehr sprach und den ganzen übrigen Tag in der denkbar schlechtesten Laune blieb.

Von der österreichischen Abteilung begab sich der Kaiser zur deutschen, wo er feierlich vom deutschen Botschafter und dem Reichskommissar empfangen wurde. Der deutsche Reichskommissar, der Düsseldorfer Maler Heinrich Deiters der Aeltere, der den Kaiser in dieser Abteilung führte, stellte ihm einige der anwesenden Künstler vor. Und bei dieser Gelegenheit mußte Leibl zu seinem Leidwesen erfahren, daß, wenn auch der große Künstler nicht aus Frack und weißen Handschuhen besteht, es zuweilen doch etwas unangenehm und peinlich werden kann, wenn man sich von der landläufigen Höflichkeit einem regierenden Herrscher gegenüber so ganz und gar emanzipiert. Denn der Kaiser, offenbar unangenehm berührt von dieser geradezu zur Schau getragenen Gleichgültigkeit ihm und der offiziellen Gelegenheit gegenüber, musterte den Mann im leichten Röckchen, der ihm da in dieser glänzenden Versammlung vorgestellt wurde, mit so erstaunten Blicken, daß Leibl, in der Verlegenheit des Augenblicks, seine unbehandschuhten Hände in die Rockärmel steckte, wie in einen Muff, — was leider seine äußere Erscheinung nicht gerade verbesserte. Der Kaiser sagte kein Wort, auch nicht über das Bild, sondern ging stumm weiter, — den armen Leibl in einer Stimmung hinter sich lassend, die der Makarts zum Verzweifeln ähnlich war.

Der Eröffnung folgte ein Festessen, bei dem Makart den von ihm auszubringenden Kaisertoast in eine Kürze faßte, deren Wirkung nur durch die nachfolgenden Reden etwas gemildert werden konnte, während Leibl sich in finsteres Schweigen hüllte, obwohl sein Freund Gedon, der Bildhauer, sich alle Mühe mit ihm gab und ihn überall als seinen „Jumbo" vorstellte, um ihn in etwas bessere Laune zu bringen. Vergebens — Makart und Leibl saßen einander stumm und schwer verärgert gegenüber.

Endlich raffte Leibl sich ein klein wenig auf und fragte Makart: „Du, Hans, kennst du meinen Vetter Mittermaier in München?"

Keine Antwort und große Pause.

Nach einer Weile machte Leibl einen zweiten Versuch: „Du, Hans, — kennst du meinen Vetter Mittermaier in München?"

„Nein!"

Etwas verblüfft schwieg Leibl wieder still. Nach einiger Zeit fing er ein drittes Mal an: „Du, Hans, — ob du meinen Vetter Mittermaier in München kennst."

„Laß mich aus mit deinem verdammten Vetter!" schrie Makart, so zornig, daß Leibl, schwer beleidigt, nun endgültig schwieg.

Makart ging hierauf mit einigen andern, die noch ein drittes Lokal aufsuchen wollten, fort. Leibl aber zechte in stummem Zorn mit den übrigen, die wieder zum Sekt übergingen, so gewaltig weiter, daß Gedon, der mit ihm in demselben Hotel, und zwar im nämlichen Zimmer wohnte, nicht auf ihn wartete, sondern allein nach Hause ging. Er schlief den Schlaf des Gerechten und war infolgedessen am andern Morgen zuerst wach. Aber wer beschreibt sein Entsetzen, als er auf dem Bette ihm gegenüber Leibl liegen sieht: seine Kleider, seine Wäsche, er selbst, alles über und über mit Blut besudelt!

Er schüttelte ihn mit Mühe wach: „Mensch, — um Gottes willen! Was ist passiert? Was hast du gemacht?"

Leibl, ganz schlaftrunken, murmelte: „Ich hab' den Makart umgebracht."

„Um Himmels willen, Mensch! Was hast du getan? Was hast du gemacht?"

„Der Makart hat mich beleidigt. Ich hab' ihn umgebracht", sagte Leibl, drehte sich auf die andre Seite, schnarchte weiter und war nicht wieder zu erwecken.

Gedon stand ganz starr vor Schrecken. Dann wußte er sich nicht anders zu helfen: er fuhr in seine Kleider, verschloß die Tür von außen und rannte spornstreichs auf dem kürzesten Wege zu Makarts Wohnung, sich unterwegs fortwährend überlegend, wie er die Wahrheit erfahren könnte, ohne gleich den Verdacht auf den unglücklichen Leibl zu lenken.

„Guten Morgen! Kann ich den Herrn Professor sprechen?"

„Bedaure, nein!"

„Er ist aber doch zu Hause?"

„Das wohl; — aber —"

„Der Herr Professor ist doch nicht krank? Er ist doch gut nach Hause gekommen?"

„Freilich is er gut nach Haus gekommen." (Ein verschmitztes Lächeln.) „Nur ein bißchen arg spät is 's gewesen! — Der Herr Professor sind nur noch nicht aufgestanden."

Gedon fiel ein Stein vom Herzen. — „Dann grüßen Sie ihn schön von mir, — wenn er aufgestanden ist — —"

Wie aber war Leibl in diese Verfassung geraten? Nachdem Gedon fortgegangen war, hatte er noch eine Zeitlang schweigend ein Glas Sekt nach dem andern auf seinen Zorn gegossen. Dann, ganz plötzlich und unvermittelt, hatte er sich an seinen Nachbar gewandt: „Der Makart hat mich beleidigt! Den bring' ich um!" — Der andre sah ihn ganz verblüfft an: „Was? Was willst du?" — Und Leibl wiederholt hartnäckig: „Der Makart hat mich beleidigt. Den bring' ich um!"

Nun war Leibl ein Kraftmensch. Im „Malkasten" zu Düsseldorf lebt noch heute die Erinnerung daran, wie er einmal, als kleine Probe seiner körperlichen Stärke, mit der bloßen Faust eine Ecke von einem schweren Eichentisch schlug! — Es war also unter Umständen nicht mit ihm zu spaßen. Um so eifriger wurde deshalb von allen die Sache ins Scherzhafte gezogen: Na ja, das sind aber doch Privatangelegenheiten! — Das kannst du ja morgen bei hellem Tage tun! — Verdirb' uns doch heute abend nicht die Stimmung damit!

Aber Leibl, der bis dahin Schweigsame, schrie noch einmal erbost: „Er hat mich beleidigt, ich bring' ihn um!" — Dabei drückte er sein Sektglas in der Hand zu ganz kleinen Scherben zusammen, stand dann auf und ging voller Zorn — in sein Hotel, um sofort einzuschlafen!

Als er wieder nüchtern war, sah er ein, daß er nicht den Makart, sondern nur ein Sektglas umgebracht hatte, — man kann nicht einmal sagen, ein harmloses, denn es hatte ihm die Hand sehr übel zerschnitten. — Und wer den Schaden hat, braucht natürlich für den Spott nicht zu sorgen. — aber er wollte von der Geschichte nichts mehr hören. Er steckte seine Hand in eine Schlinge und knurrte, er wäre die Treppe heruntergefallen.

Kleines Feuilleton.

= Im Literarischen Verein hielt gestern Herr Prof. Wilhelm Scheffler von der Technischen Hochschule einen Vortrag über „phonographische Kulturarbeiten". Die Aufgaben, die dem Phonographen in unserm heutigen Kulturleben zufallen, sind mannigfacher Art. Vor allem für den Sprachforscher ist seine Erfindung von schier unschätzbarem Wert. Denn er ermöglicht ihm, die menschliche Stimme im Bilde erklingen zu lassen, auch wenn ihr Träger durch Raum oder Zeit oder durch den Tod von ihm getrennt ist. So hat man begonnen, die Sprachen wilder Völkerschaften und unsre heimischen Mundarten aufzunehmen. Aber auch dem, der eine Sprache praktisch erlernen will, dient der Phonograph. Mit der nie erlahmenden Geduld der Maschine wiederholt er seine Sätze in mustergültiger Aussprache; auch an verschiedene Stimmen lehrt er sich gewöhnen. Der Redner erläuterte seinen fesselnden Vortrag durch eine Anzahl praktischer Vorführungen der verschiedenen

SLUB Wir führen Wissen. http://digital.slub-dresden.de/id490223001-19090225/1